

Kunst = Glaube, Liebe, Hoffnung

Von Stephanie Ringel und Paul Kaiser | 23:06 | 26.01.2008

Der Kunstmarkt boomt. Aber der Weg von jungen Malern, Bildhauern und Fotografen ist lang und steinig. Wir haben sechs Schweizer Künstler besucht, die felsenfest an ihren Erfolg glauben. Auch wenn das grosse Geld noch auf sich warten lässt



Kunst und Kommerz

Irina Polin reicht ein Tisch für ihre Kunst. Darauf baut sie ihre Miniatur-Welten auf, die sie dann fotografiert. (Foto: Damaris Betancourt)

Irina Polin liebt Designerklamotten. Ihre Bibel ist die amerikanische «Vogue», ihre Geldquelle die erfolgreich produzierte Werbekampagne für die Zigarettenmarke Parisienne. Zusammengenommen bilden Kleidung, Glamour und globaler Konsum die wichtigen Eckpunkte ihres Lebens.

Das gilt für sie persönlich: «Ich passe überhaupt nicht in die Berner Jammer-Kunstszene.» Bloss, weil sie Künstlerin sei, müsse sie noch lange nicht in schmutzigen Hosen und billigen Schuhen rumlaufen.

Das gilt vor allem aber künstlerisch: Polin hat die glitzernde Fashionwelt zu ihrem Thema gemacht. Als Atelier reicht ihr dafür der Esszimmertisch in ihrer Berner Wohnung. Darauf baut sie jene Szenerien, die sie später fotografiert. Etwa das Werk «Gucci». Dafür band die gebürtige Russin kleine Frauenfiguren mit schwarzen Bändern an Champagnerflaschen oder pelzüberzogene High Heels. Auf diese Art entstehen kokette Sado-Maso-Inszenierungen en miniature: lustig, provozierend, sinnlich, ohne erhobenen Zeigefinger gegenüber der Marketing-Maschinerie.

Ein anderes Mal hat die 36-Jährige in Erinnerung an ihre Kindheit ein Puppenhaus eingerichtet. Polin wuchs in Moskau als Tochter einer reichen Unternehmerfamilie auf. Den Sommer verträumte sie als Märchenprinzessin in der Familien-Datscha. Jetzt, als Erwachsene, sammelte sie kleine Stühle, Schränke, Teppiche auf Flohmärkten und in Brockenhäusern. Das Ergebnis ist ein Haus mit zwölf

Zimmerchen, eine kleine, eine perfekte Welt, für die sie im letzten Jahr den begehrten Fotopreis «selection vfg 2007» gewann. Sie sagt: «Ich überlasse nichts dem Zufall.»

Das kann sie sich auch gar nicht leisten. Will ein junger Künstler heute Erfolg haben, muss er konsequent darauf hinarbeiten. Dazu gehören neben handwerklicher Präzision und Talent, ein exzellentes Netzwerk, Förderer, Öffentlichkeit. Und so reist Polin sogar nach Moskau, um dort ihre Grossfotos entwickeln zu lassen. Die Qualität sei viel besser als in Bern.



Würste, Knochen, Sehnen

Christian Gonzenbach spielt mit Realität und Fiktion. Der Biologe will, dass wir besser sehen lernen (Foto: Damaris Betancourt)

Auch Christian Gonzenbach kennt den Kampf um Erfolg. «Man muss jeden Tag dran glauben», sagt der Genfer, «sonst bringt es nichts!» Lang und dünn steht er in seinem Genfer Atelier, feiner weisser Staub bedeckt Haare, Pulli, Cordhose. Neben sich, auf dem wackeligen Holztisch, hat der 32-Jährige eine Fleischtheke errichtet – mit halben Mortadella-Kugeln. Der Künstler wiegt eine davon lächelnd in der Hand und wischt sich dann die Finger am Oberschenkel ab. Zurück bleibt ein schmieriger weisser Fleck.

Wurstwaren? Jedes Kaninchen, jede Kuh könne man auseinandernehmen, meint Gonzenbach. Fleisch, Knochen, Sehnen. Vom Leben sei danach nix mehr übrig. Aber es gebe eben diesen Punkt, wo der Schrecken in Poesie umschlägt. Wo erst beim zweiten oder dritten Blick das Schreckliche schön wird und das Schöne zum Schrecken. Getreu dieser Philosophie entpuppen sich die Mortadella-Bälle als Gips-Kugeln. Gonzenbach füllt die eingefärbte Masse in Gummibälle und lässt sie aushärten. Am Ende schneidet er die Kugeln auf und schleift die Aufschnittfläche glatt. Fertig ist das Mortadella-Muster mit weissen Fettstücken und rosa Fleischbrocken – es erinnert fatal an ein Totengesicht. Die Betrachter seiner Kunst sollen mit anderen Augen auf die Welt blicken. Nichts ist, wie es scheint.

In den letzten zehn Jahren hat sich die Schweizer Kunst äusserst positiv entwickelt. Samuel Keller, Direktor der Fondation Beyeler in Riehen BS, kennt die Szene wie kaum ein anderer. «Früher gab es in der Schweiz nur wenige herausragende Künstler», sagt er. «Inzwischen ist ein guter Humus entstanden – vor allem in Genf, Lausanne, Basel und Zürich.» Neben Stars wie Urs Fischer, Ugo Rondinone, Olaf Breuning, John Armleder oder Pipilotti Rist gibt es ein gutes Dutzend junger Kreativer, die auf dem Sprung sind, international Erfolg zu haben.

Christian Gonzenbach hatte zunächst Biologie studiert. Dann lockte die Kunst: «Ich wollte alleine arbeiten und Macht haben, über das, was ich erfinde.» Heute unterrichtet er an der Hochschule für Kunst und Design in Genf und arbeitet in einem alten Fabrikgebäude auf der Halbinsel La Jonction.

15 Quadratmeter Atelier für 300 Franken im Monat. Leben als kreative Gross-Familie zwischen hundert Künstlern in 60 Ateliers. Gonzenbach hat eine Galerie und sechs bis acht Ausstellungen pro Jahr. Aber auch eine Ehefrau und zwei Kinder, die es zu ernähren gilt. Noch stellt meist die Buchhändlerin den Unterhalt sicher.



Zeitlos geduldig

Sylvia Hostettlers 10-Jahres-Projekt heisst «ZMO». Täglich arbeitet sie daran. 2013 wird es mindestens zwei Dutzend Kilo schwer sein. Ja – Zeit wiegt (Foto: Damaris Betancourt)

Um Erfolg oder Misserfolg schert sich Sylvia Hostettler, 42, bei ihrem Langzeitprojekt «ZMO» nicht. Am 27. September 2013 wird sie, genau nach zehn Jahren, ihr aus Bienenwachs geformtes «Zeit-Mass-Objekt» beenden. Andere Menschen führen Tagebuch, die Plastikerin modelliert ihre Visionen, Stimmungen und Niederlagen in Wachs. Jeden Tag, setzt sie sich zwei Stunden hin und vergisst die Welt um sich herum. Unermüdlich klebt sie daumennagellange Zapfen an das nach einem unsichtbaren Plan wachsende ZMO. Hostettler beschreibt sich als «leidenschaftliche Körpererfinderin und visuelle Philosophin». Woche für Woche wird die Skulptur schwerer, wiegt mittlerweile über acht Kilogramm. «Je grösser das Objekt wird», so Hostettler, «um so nebensächlicher wird mir die Zeit.»

So souverän war ihr Umgang mit der Lebenszeit nicht immer. Anfangs lähmen Zweifel, von aussen wie innen: Hat sie das Zeug zur freien Künstlerin? Kann sie sich als Frau im Kunstmarkt eine Stimme verschaffen? Wird das wenige Geld reichen? Alles beginnt in ihrer Au-pair-Zeit, als sie in Paris vor Werken von Louise Bourgeois steht. Ihr Künstlertraum beginnt zu wachsen. Mit ihm das Gefühl, ausbrechen zu müssen aus den vorbestimmten Bahnen im kleinen Dorf bei Biel, der Arbeit als Werklehrerin, ihrer Rolle als braver Tochter.

Ohne Albträume ist der Künstlertraum auch für sie nicht zu haben. Zunächst zeigt ihr der Kunstmarkt seine Fratze. Sie fühlt sich «respektlos und ignorant» behandelt. Erst in den letzten Jahren fasst Hostettler Fuss. In Wien findet sie eine seelenverwandte Galeristin, und der österreichische Topsammler Karlheinz Essl kauft eines ihrer Wachsobjekte, die an Nachbildungen von Schnecken, Orchideen oder Flechten erinnern. Zwar traut Sylvia Hostettler dem neuen Frieden nicht. Doch wenn sie in sechs Jahren das ZMO auf die Waage wuchtet, wird der Wachsklumpen grösser als alle Zweifel sein.

Schweizer Künstler sind ein Exportschlager. Gleich zwei grosse Ausstellungen waren ihnen vor kurzem gewidmet. Das Kunstmuseum in Wolfsburg (D) präsentierte in einer zweiteiligen Schau

unter dem Titel «Swiss Made» Künstlerpaare von Ferdinand Hodler bis Beat Streuli, von Albert Anker bis Dieter Roth. In der berühmten Sammlung Essl in Wien zeigten die «emerging artists Schweiz» den Stand zeitgenössischen helvetischen Kunstschaffens. Für ihre Schau über die aktuelle Szene sind die Kuratoren Daniela Balogh und Andreas Hoffer regelrecht Klippenputzer gegangen. Nach 40 Atelierbesuchen hatten sie 18 Künstler ausgewählt. Und festgestellt: «Malerei spielt kaum noch eine Rolle», so Balogh, «stark vertreten sind konzeptionelle Ansätze. Auch die Fotografie ist ein zentrales Ausdrucksmittel.»



Wenn der Pinsel tanzt

Alexandra Maurer filmt Tänzer und malt dann Sequenzen ab. Dabei geht es wild zu, wie man an den zerrissenen Papierresten sieht (Foto: Damaris Betancourt)

Alexandra Maurer setzt trotzdem auf Malerei. Aber nicht nur. Für ihre bemerkenswerte Arbeit «La Chute» hat die Ballettliebhaberin Tänzer gefilmt. Aus dem Film projizierte sie einzelne Sequenzen an die Wand und zeichnete diese dann mit dem Pinsel nach. Solch animierte Malerei ist schnell, mit schwungvoller, dynamischer Geste aufgetragen. 60 Bilder sind so entstanden, sie kosten 60 000 Franken. Daran wird Maurer im besten Fall die Hälfte verdienen. Nicht selten verlangen die Galerien von ihren Künstlern sogar 80 Prozent des Verkaufspreises. «Sobald man von der Kunst leben will, muss man mit einer Galerie zusammenarbeiten. Das heisst aber auch: Dann muss man liefern und ist von aussen bestimmt», sagt die 29-Jährige. Im letzten Herbst hatte sie ihre erste Ausstellung in ihrer Heimatstadt St. Gallen. Trotz allem: Das sei ein «Super-Gefühl».



Alleine mit Heidi

Lukas Beyeler hat in seinem Künstlerleben erst ein Video gedreht – und damit in der Kunstwelt für einen Aufschrei gesorgt (Foto: Damaris Betancourt)

Lukas Beyeler, 28, hat gerade mal ein einziges Video gedreht. Damit aber so viel Aufsehen erregt, dass er zu den Erfolg versprechenden Jungtalenten gezählt wird. Im Film «Heidi OH-!» tritt eine japanische Frau im Deuxpièces als Nationalikone Heidi auf. Sie preist die Schönheiten der 26 Kantone und sagt Sätze wie: «Es ist schade, im Eis zu sterben.» Schön-schaurig kommt das Werbevideo für Japan-Touristen daher.

«Künstler sein», sagt er, «heisst in der Scheisse zu stecken.» Keine Anerkennung, kein Geld, immer bloss Anbiedern. Und trotzdem will er keine Kompromisse eingehen. An der Kunst- und Designhochschule ECAL in Lausanne studierte Beyeler Design, Tanz, Fotografie und bildende Kunst bei dem Objektkünstler John Armleder. Nach dem Studium kam er nach Zürich und hoffte auf eine Karriere. Noch verdient er seinen Lebensunterhalt in einem Szenelokal als Kellner. Und versichert: «Ich halte durch. Ohne Kunst sein ist, wie aufhören zu atmen.»



In der ganzen Welt daheim

Sonja Feldmeier findet ihre Motive auf der Strasse oder auch im Gemüsebeet (Foto: Damaris Betancourt)

Weniger Pathos, eher der Blick der Ethnologin ist Sonja Feldmeiers ästhetisches Kapital. Die 42-jährige Malerin, Fotografin und Videokünstlerin lebt in Basel. Ihre Anregungen holt sie sich im Alltag – in Berlin, Tokio oder New York: «Es ist gut wegzugehen und sich selbst zu erfinden. Das spannendste Atelier bleibt für mich die Stadt.» Nach dem Terroranschlag vom 11. September irritiert sie die modische Inflation von Camouflage-Mustern. Überall auf der Welt trifft die Schweizerin auf Menschen, die Militär-Kleidung tragen, ohne sich über deren Symbolgehalt Gedanken zu machen. Feldmeier recherchiert, lässt sich Stoffproben schicken, spricht mit Armee-Einkleidern.

Ihre Studien werden Grundlage für ihre Serie «Repatriated». Darin entstehen aus Tarnmotiven topografische Bildmuster – echt wirkende Landkartenbilder fiktiver Orte. Die Varianz der verwendeten Tarnmuster, meint Feldmeier, sei ein Schlüssel zum Verständnis der Aussenpolitik. Während friedliebende Nationen nur wenige Tarnmuster benötigen, setzen aggressive Staaten mehrere Dutzend ein. Das bevorzugte Muster der Swiss Army, sagt die Künstlerin lachend, «heisst übrigens Vier-Frucht».

In der Serie «Tierfutterdiktatoren» zelebriert sie ein Fress-Tribunal über die Tyrannen der Weltgeschichte. Dafür formt die Künstlerin 40 Zentimeter hohe Porträtstatuen mit den Zügen der «grossen Führer» aus Getreide. Stalin trägt einen Mantel aus Wirz-Blättern, der Schnauz ist aus Rüeblimasse. Vor der Kamera lässt sie Schweine auf die Plastiken los – in nur zwei Minuten ist nix mehr übrig. Von Adolf Hitler bis Saddam Hussein, alle aufgefressen. Hatten die Herrscher sich angemasst, in archaischer Willkür über das Schicksal von ganzen Völkern zu richten, so werden sie nun selbst Opfer einer ungezügelten «Fressaktion».

Christian Gonzenbach, der Mann mit den Mortadella-Bällen, hatte während des Gespräch einmal gesagt: «Ich glaube, wir sind alle Tiere. Ich suche das Tier in uns.» Feldmeier hat es auf ihre Art dargestellt.

Wichtig bleibt vor allem eins: Man muss jeden Tag dran glauben.